Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 15

Artikel: Der Diamant : Kurzgeschichte
Autor: Ninck, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669733

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dä!" flucht der Sepp, „als Vogelschüchi so näch a der Landstraß und am Wald!"

So — wie er gerade war, stürmte der Sepp aus der Küche.

Das Käthi aber stutzt. Sorgenvoll schaut sie ihm mit offenem Munde nach. Sie sinnt: „Dä alt Chittel — was hät er jetzt au mit dem?"

Es regnet stark. Rastlos stürmt der Sepp auf den Gerstenacker auf dem Berg, nahe dem Wald. Schweiß- und Regentropfen rinnen ihm über die Stirne und das Gesicht. Keuchend geht ihm der Atem. Sein Hemd ist, wie aus dem Wasser gezogen. Von der aufgeweichten Straße hängen ganze Erdklumpen an seinen Stiefeln. Indem er vorwärts stürmt, rechnet er: „Die Bleß, die große Sau, drei Ferkeli, Milchgeld, Erlös von den Kartoffeln. Für die Zinsen und Rückzahlungen sollt' es reichen, auch noch zum Einkauf von Saatgut und Heizmaterial!"

„Aber ... wenn ..." Fast stockt ihm der Herzschlag. Hals und Gaumen sind trocken, aufs neue rinnt der Angstschweiß: „Armer Sepp ... was bleibt ihm dann von Hof und Stall?" Wieder packt ihn die Angst und treibt ihn vorwärts.

Laut schreiend flattert eine Anzahl Krähen vom nahen Acker. Rauh heult und pfeift der Wind in den kahlen Aesten der Obstbäume. Der Regen durchnäßt ihn bis auf die Haut. Er achtet es nicht.

Jetzt kommt er zum Gerstenacker, zur Vogelscheuche. Ein rascher Griff in die Brusttasche des Arbeitskittels. Er faßt ein altes, festes Kuvert. Es ist naß, enthält aber immer noch eine Anzahl Papierscheine. Auf den ersten Blick erkennt er, niemand hat es berührt. Er hat die ganzen Ersparnisse vom letzten Jahr.

„Oh — Gott sei Dank!" flüstert er heiser: „Jetzt bin ich gerettet, kann heute noch alles zahlen. Aber ... nie mehr den Sparbatzen in den alten Kittel hinter der Küchentür!"

K. Ottmüller

Der Diamant

Kurzgeschichte von J. Ninck

Nähe bei Kap Vert vor der senegambinischen Küste liegt eine französische Brigg auf der Reede. Kapitän und Mannschaft sind mit der Schaluppe an Land gegangen, um Waren einzutauschen.

Zwei zur Wacht zurückgelassene Matrosen liegen mit finster unzufriedener Miene aufs Verdeck hingestreckt. Lange sprechen sie kein Wort. Da — ein schwerer Seufzer:

„Ein Hundeleben! Immer diese Hitze! Stinkendes Salzfleisch und wurmige Zwieback zum Essen, laues, schlechtes Wasser zum Trinken!"

„Und das Gelbe Fieber im Nacken," fügt der andere in der gleichen Tonart hinzu.

Sie schweigen wieder eine Weile. Beide sind Bretonen und Jugendkameraden. Plötzlich erhebt sich der eine, Yvon, und ruft entschlossen:

„Brennen wir durch!"

„Bin dabei!" erwidert der andere, der lange Yann.

Ohne viel Worte gehen sie in ihre Kabine, schnüren ihre geringen Habseligkeiten zum Bündel, stecken Jagdmesser und Pistole zu sich und heimsen in alle Taschen ihren Anteil ein an Glasperlen, Spiegelchen, Messern und was sonst zum Tauschhandel mit den Negern gehört; hat doch jeder Matrose das Recht, Waren mitzubringen und damit Handel für eigene Rechnung zu treiben.

Schon steigen sie in das kleinere Boot, das hinten am Schiffe befestigt ist, hauen das Seil ab, rudern durch die Brandung ans Ufer und beeilen sich, um nicht dem heimkehrenden Kapitän in die Arme zu laufen, nach der entgegengesetzten Richtung in die dichten Mangrovenwälder einzudringen.

Mit wechselndem Glück, unter großen Mühseligkeiten und Gefahren, tauschen sie während der nächsten Wochen für ihre Waren Goldstaub

ein. Oft von wilden Tieren bedroht, von Moskitos gepeinigt, von Dornen zerrissen, vor feindlichen Negern fliehend, führen sie ein Leben, das ihren rauhen Charakter nicht mildert.

Eines Tages kommen sie zu einem Häuptling im Futagebiet, der soeben ein Flußpferd erlegt hatte. Zu dem großen Essen mit Palmwein in Fülle werden auch die zwei Weißen zugelassen. Da können sie sich wieder einmal satt essen.

Als sie am Abend den üblichen Tänzen der Neger belustigt zusehen, winkt ihnen ein schwarzer Marabut (Priester mit Federschmuck) und schreitet langsam dem Walde zu. Die Matrosen sehen einander an; aber auf ihre Waffen vertrauend, folgen sie ihm ohne Bedenken. Im Dickicht bleibt der Priester stehen.

„Wollt ihr," flüstert er in gebrochener Troquesprache, „etwas kaufen? Viel wert!"

„Laßt einmal sehen!" herrschen ihn die Matrosen an.

Aus seinem Busen zieht der Schwarze eine kleine Schachtel aus Nilpferdhaut. Behutsam den Deckel lüftend, aber mit beiden Händen die Schachtel festhaltend, läßt er die Weißen hineinsehen.

„Ein Diamant!" ruft Yan erstaunt, der in Südamerika genug solche gesehen hatte; „etwas gelblich, aber immerhin seine paar hunderttausend Francs unter Brüdern wert! Wo hat ihn wohl der Kerl her?"

„Was willst du dafür?"

Und das Handeln beginnt, von dem Schwarzen mit der ganzen Zähigkeit eines habgierigen Negers geführt. Vergeblich bieten ihm die Seeleute alles, was sie noch an Glasperlen besitzen, dann die Hälfte ihres Goldstaubes, bald den ganzen Vorrat, schlagen noch ihre Waffen dazu, ja was sie an Kleidungsstücken entbehren können — der Marabut tut verächtlich, lacht sie aus, und immer hitziger wird der Handel.

„Laß den Stein nochmals sehen!" ruft Yan, und zögernd gehorcht der Marabut. Als aber Yan die Schachtel ergreifen will, um den Diamant näher anzuschauen, glaubt der Marabut an einen Raub, wirft sich zurück und zieht seinen krummen, mit Saft von roten Ameisen vergifteten Dolch.

Wie Yvon seinen Kameraden bedroht sieht, stößt er, ehe der Priester zufahren kann, ihm sein Jagdmesser in die Brust. Die Matrosen entreißen ihm die Schachtel, die er noch krampfhaft umklammert. Da sie fürchten, sein Schreien möchte ihnen die anderen Neger auf den Hals bringen, flüchten sie atemlos durch den Wald dem Senegal zu.

Als sie am Morgen erschöpft einige Stunden rasten, halten sie Rat. Wozu sich noch plagen? Jetzt sind sie reich. Möglichst rasch nach Frankreich zurückkehren, nach so viel Elend endlich ausruhen und es sich wohl sein lassen, das wollen sie; und zu diesem Zwecke nach dem Senegalfluß vordringen, dort ein Kanoe kaufen und bis Fort St. Louis den Fluß hinabfahren.

Eine sehr beschwerliche und gefährliche Stromfahrt, Wirbel und Stromschnellen bedrohen den unsteten Einbaum oft mit Kentern. Glühenden Brand entsendet die Sonne. Bei Tag und Nacht müssen sie sich vor den mächtigen Krokodilen hüten, die wie Baumstämme unbeweglich auf den Sandbänken herumliegen oder ihren scheußlichen Rachen weit aufschlagen und lärmend zuklappen: wie leicht können sie das zerbrechliche Boot zerreissen oder mit ihrem Schwanze umwerfen, und dann? —

Immer wieder müssen sie unter allerlei Gefahren an Land, um Früchte zu sammeln oder von Negern Milch, ja auch Trinkwasser einzutauschen; denn wegen der vielen Krokodile riecht und schmeckt das Flußwasser derart nach Moschus, daß es ungenießbar wird.

Schlimmer aber als alles ist der Haß, der zwischen den zwei Kameraden erst leise glimmt, dann immer drohender auflodert. Jeder mißtraut dem andern. Yvon deutet an, von Rechts wegen gehöre ihm der Diamant, denn er habe Yannes Leben geschützt und den Marabut getötet. Das setzt grimmigen Streit; und wenn sie sich schließlich auch dahin einigen, daß jeder abwechselnd einen Tag den Diamanten tragen solle, so bewachen sie doch argwöhnisch einander; ein jeder glaubt in des anderen Augen den Wunsch zu lesen: „Wenn du nicht wärest, so hätte ich den Diamanten allein!"

Eines Tages geht Yann an Land, um etwas zu Essen zu holen, und Yvon, von der Hitze ermattet, hütet mürrisch das Boot, das sie der

Panther wegen fünfzig Schritt vom Ufer entfernt mit einem großen Stein statt eines Ankers festgelegt haben. Mehrere Stunden vergehen. Immer wieder fühlt Yvon unter seinem schmutzigen Hemde die kleine Schachtel mit dem kostbaren Inhalt.

Endlich ertönt vom Ufer her Yanns bekannter Ruf: „Ahoi!" Ob aus Trägheit oder aus Bosheit — Yvon rührt sich zunächst nicht. Mit einem Fluch fordert Yann ihn auf, heranzufahren, sonst verzehre er allein, was er gefunden.

„Das kannst du," ruft herausfordernd Yvon, der inzwischen den schweren Stein hereingeholt hat, „dann fahre ich auch allein ab, ich habe ja den Diamanten."

„Bei Gott," ruft Yann in höchster Angst, „das wirst du doch nicht tun!" und springt ins Wasser, um als gewandter Schwimmer das Boot zu erreichen, das sein Kamerad mürrisch und untätig langsam stromabwärts treiben läßt.

Noch ein paar Armlängen weit ist Yann, da taucht ein Riesenkrokodil auf und schwimmt auf ihn los. Er schreit um Hilfe, Yvon greift schon zum Ruder; da lähmt ihm den Arm der durch seinen Kopf schießende Gedanke: „Wenn er stirbt, ist der Diamant mein!"

Nur einen Augenblick bleibt er unschlüssig; aber schon hat das Ungeheuer den weiten Rachen mit dem furchtbaren Gebiß geöffnet. Ein Schrei! Yann und das Krokodil sind verschwunden; nur ein langer Blutstreifen durchzieht das gelbe Wasser. Yvon starrt hin, dann fällt er vor Aufregung, Schreck und Ermattung bewußtlos ins Boot zurück, das langsam auf dem immer breiter werdenden Strome hinabtreibt.

Drei Tage später bemerkt die Schildwache von Fort St. Louis ein leer treibendes Kanoe. Man findet darin einen besinnungslosen, halbtoten Mann. Er wird ins Spital gebracht, und ein guter alter Doktor gibt sich alle Mühe, durch Reizmittel und sorgsame Pflege ihn dem Leben zurückzugeben. Am nächsten Tage hat er es so weit gebracht, daß der Kranke unzusammenhängende Worte murmelt; aber immer hält dieser die Hand krampfhaft über sein Hemd auf der Brust geschlossen und zuckte heftig, wenn man daran rührt.

Am dritten Tag läßt das Fieber nach. Yvon öffnet die Augen und kann leise sprechen. Doch erkennt der gute Doktor, daß er nicht zu retten ist, und fragt sanft, ob er nicht den Priester rufen solle.

Da richtet sich der Matrose mit Aufbietung seiner letzten Kraft empor und ruft mit wildem Blick: „Priester — sterben! Nein! Leben will ich! Bin reich, sehr reich! O Herr Doktor, machen Sie mich wieder gesund, ich will Sie gut belohnen!"

Der Arzt meint, er spreche im Fieberwahn und will ihn beruhigen.

„Sie glauben mir nicht," ruft Yvon heftig. „Sie haben sich wohl gewundert, was ich da immer halte? Kommen Sie näher," flüstert er, mit seinen abgemagerten, zitternden Händen das Schächtelchen öffnend. „Sehen Sie," spricht er leise, „diesen Diamanten!"

Der Doktor nimmt den Stein und betrachtet ihn aufmerksam am Fenster; dann spricht er, ernst das greise Haupt schüttelnd:

„Armer Freund, das ist kein Diamant, das ist ein Stück geschliffenes Glas!"

„Nein! Nein! Nein!" ruft Yvon, ihn in wahnsinniger Erregung anstarrend. „Das ist nicht wahr! Sie lügen!"

„Nun," sagt ruhig der Doktor, „ich kann auch den Kommandanten holen."

Als der alte Soldat kommt, macht er nicht viel Federlesens, nimmt den Stein zwischen zwei Finger, schaut hindurch und gibt ihn verächtlich achselzuckend zurück:

„Das ist keinen Halbbatzen wert."

Kraftlos fällt Yvon aufs Bett zurück. Mit zusammengepreßten Zähnen liegt er da, in den Blicken eine solche Verzweiflung, daß dem guten Doktor sogar die Tränen in die Augen treten.

Nach und nach entspannen sich Yvons Nerven. Mit matter, klangloser Stimme, in abgebrochenen Sätzen, oft aussetzend, erzählt er dem ehrwürdigen Priester, der an seinem Bette kniet, seine Geschichte und empfängt die Absolution. Bald beginnt der Todeskampf. In klagenden, herzzerreißenden Tönen erklingen dazwischen Worte wie Blut — Marabut — Diamant — bis die arme Seele entflieht.